

# Sein Geheimnis

Autor(en): **Linden, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672443>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## S E I N G E H E I M N I S

«Mein Kiosk» hatte den Besitzer gewechselt. Der neue Mann unterschied sich vorerst in nichts von seinem Vorgänger. Da ich an diesem Kiosk, der mich mit Zigaretten und Zeitungen versorgte, stets unregelmässig vorbeikam, dauerte es fast zwei Wochen, bis ich — von Mal zu Mal mehr frappiert — dahinterkam, dass der neue Mann anscheinend ein eigentümliches Geschäftsgebaren pflog, das in diesen wirtschaftlich schweren Zeiten kaum vertretbar ist. Er öffnete und schloss seinen Kiosk nicht zu den üblichen Stunden, sondern willkürlich; es passierte also oft, dass ich sowohl am Vormittag als auch am Nachmittag den Kiosk geschlossen vorfand.

Ich legte es darauf an, gerade einmal in dem Moment an «meinen Kiosk» vorbeizukommen, wenn der Besitzer wieder einmal, in völliger Nichtachtung sowohl allgemeiner als auch seiner eigenen Interessen, zu irgendeiner geläufigen Tageszeit die Wellblechjalousie über sein Budenfenster herabrieseln liess; es gelang mir jedoch nicht, ihn hierbei zu überraschen.

Etwa vier Wochen später, an einem der letzten Augustabende, als ich in einem von mir sonst selten besuchten Viertel der Stadt eine Strassenbahn verliess, sah ich einen Mann in eine Seitenstrasse einbiegen, den ich, obwohl er einen Hut trug, sofort als mein Kioskbesitzer erkannte. Ich ging ihm nach.

Die Strassen, durch die der Mann ging, waren fast unzerstört. Viele Passanten gab es jedoch hier nicht um diese Stunde, so dass ich dem Mann nicht allzu nahe kommen durfte, wenn ich von ihm unbemerkt bleiben wollte.

Jetzt betrat der Mann eine Gasse, die trotz ihrer Kürze und Enge von lärmendem Leben erfüllt war — Paradiesgasse nannte sie sich anmassend. Fast in jedem der kleinen Häuser befand sich ein Trinklokal. Aus offenen Türen hüpfen die grellen Töne der Automatenmusik. Der Mann verschwand in einem der wenigen Häuser, deren Parterre keinen Ausschank hatte. Ich eilte ihm nach, um ihn nicht im letzten Augenblick zu verlieren und

sah, wie er im ersten Stock des Hauses durch eine offenstehende Tür in einen Raum eintrat, der sich, obwohl an der Haustür kein Schild auf ihn hinwies, dennoch als ein öffentliches Café erwies.

Hier sassen nur Männer herum, aber der Mann, der soeben vor mir dieses Café betreten hatte, war nicht anwesend. Als ich mich vor meiner Verblüffung erholt hatte, erwartete mich neues Erstaunen. Eine kaum wahrnehmbare Tapetentür an der hinteren Längswand öffnete sich, ein Mann trat heraus, beugte sich zu einem der Sitzenden nieder und die beiden Männer gingen durch die Tapetentür in einen offenbar dahintergelegenen zweiten Raum. Niemand nahm von mir Notiz. Kein Kellner, keine Kellnerin waren zu sehen. Einige der Sitzenden lasen Zeitung, andere unterhielten sich leise, keiner sah mich an.

Eine seltsame Unsicherheit befiel mich. Was verbarg sich hinter jener kaum wahrnehmbaren Tapetentür? Mit welcher Gesellschaft verkehrte mein Kioskbesitzer — hier in diesem versteckten, namenlosen Café, in einem anderen, von seinem Kiosk weitentfernten Stadtquartier? Ohne mich um die Sitzenden zu kümmern, die sich auch um mich nicht kümmerten, ohne zu wissen, ob es erlaubt und möglich war, ohne sicher zu sein, ob mich nicht Gefahren und Schrecken erwarten würden, ging ich auf die Tapetentür zu, öffnete sie mit einem hastigen Ruck und befand mich mit dem nächsten Schritt in einem Raum, der doppelt so gross sein mochte wie das Café.

Auch hier sassen nur Männer. Sie sassen an kleinen, viereckigen Tischchen, immer zwei gegenüber. Sie sassen lautlos da, mit den gefurchten Stirnen der Denker. Zwischen ihnen lagen karierte Brettchen, über deren symmetrische Felder sie gelbe und schwarze, zierlich geschnitzte Figuren mit einer grüblerischen Langsamkeit schoben, als hinge von jeder Bewegung ein grosses Schicksal oder gar eine Entscheidung über Krieg und Frieden ab. Und hier, unter diesen völlig dem Ernst ihrer Partien hingegebenen Schachspielern sass auch er: der Kioskbesitzer.

Ich setzte mich schweigend in eine Ecke und wartete, bis er seine Partie beendet — gewonnen hatte. Dann trat ich auf ihn zu und berührte ihn an der Schulter. Er blickte rasch auf, einmal, zweimal, lächelte und sagte: «Ah, ein Kunde! Auch ein Schachmeister, wie?» Und dann stellte er sich vor. Er hiess Brunner. Wir gingen hinüber ins Café, um die anderen Spieler nicht zu stören. Jetzt entdeckte ich auch das Büfett in einer Gangnische,

wo man durch Selbstbedienung Getränke aller Art bekommen konnte. Ich erzählte ihm von meinen Beobachtungen, meiner Phantasie, meinen Kombinationen und meiner Verfolgung. Brunner lachte ständig über alles, was ich sagte. Und dann erzählte er.

Schachspielen war seine einzige Leidenschaft. In diesem abgelegenen «Schachcafé» spielte er seit vielen Jahren. Manche seiner Partner waren Kaufleute, die nicht in dieser Stadt wohnten, sondern sich in ihr nur zeitweise geschäftlich aufhielten. Da dieser Aufenthalt stets mit Zeitknappheit verbunden war, mussten die Partien zu den verschiedensten Tageszeiten durchgeführt werden — und dies war der Grund, warum Brunner seinen Kiosk plötzlich schloss. Dies war «sein Geheimnis!»

«Aber Herr Brunner», rief ich erregt nach dieser Erklärung, «das ist ja gewiss sehr schön, das Schachspielen, schärft auch den Verstand, aber sehen Sie denn nicht ein, dass Sie sich durch Ihr Verhalten ruinieren? Schliesslich leben Sie ja nicht vom Schachspielen, da Sie nur ein Amateur sind, sondern vom Verkauf von Zigaretten und Zeitungen und da können Sie doch nicht willkürlich Ihren Laden öffnen und schliessen, nur um zu einer Schachpartie zurechtzukommen! Sie vertreiben sich damit viele Kunden. Oder schaffen Sie sich doch wenigstens eine Vertretung an, wenn Sie unbedingt spielen gehen müssen!»

Brunner schob mir ein Glas Rotwein zu, klopfte mir auf die Hand und sagte mit mildem Lächeln: «Gut, mein Freund, gut gemeint! Aber ich ruiniere mich schon seit vielen Jahren und fühle mich wohl dabei. Ich trachte nicht nach Reichtümern, mir genügt es, zu existieren. Ob ich etwas mehr oder weniger verkaufe, ob dieser oder jener Kunde nicht mehr wiederkommt, weil er einmal nicht bedient wurde — wissen Sie, junger Freund, es ist mir nicht wichtig! Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, möchte ich leben, wie ich will. Aber vielleicht befolge ich Ihren Rat und suche mir eine Vertretung!»

Eines Kioskbesitzers einzige Leidenschaft ist das Spiel der Könige. Es gibt viele andere und unheilvollere Leidenschaften; es gibt gemeingefährlich Besessene. Menschen aber, die nicht nach Reichtümer trachten, denen es genügt «zu existieren», sind selten; einer dieser seltenen Menschen ist der heiter alternde, immer höfliche Kioskbesitzer Brunner, der von mir aus seinen Laden öffnen und schliessen kann, wann es ihm passt, ohne dass er mich als Kunden verliert.

## E I N E B E R L I N E R E R I N N E R U N G

Ich steuerte schon dem Schwabenalter entgegen, als mir jemand, oder vielleicht ich selber, den Floh hinters Ohr setzte, ich könnte durch einen Aufenthalt in der Weltstadt die Kunst erlernen, meine enge Poetenbutik in einen Grossbetrieb umzuwandeln. Warum nicht? Also steckte ich meinen Schulmeisterbäkel für ein halbes Jahr in den Schrank, gab meine Frau und die Kinder in die Obhut der Grosseltern und fuhr an einem Oktobertag dem grossen Erlebnis entgegen.

Auf der langen Fahrt hatte ich Gelegenheit, mir alle Ratschläge der Freunde und Verwandten noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Da war auch einer, der lautete folgendermassen: «Aufpassen, mein Lieber! Die Grossstadt ist euch leichtgläubigen Poeten gefährlich. Die Weibsame! Ihr Lächeln ist nicht immer lauter Liebe!» Ich nahm mir vor, ja auf der Hut zu sein.

Es war ein netter Zufall, dass eben zu selber Zeit mein junger Vetter und ehemaliger Schüler Arthur in Berlin als Vertreter einer schweizerischen Weltfirma tätig war. Er hatte in vorsorglicher Weise vor meiner Ankunft für mich ein Zimmer ausgekundschaftet. Die Vermieterin, eine alleinlebende Witfrau, empfing mich mit besonderer Aufmerksamkeit; dass sie das Glück habe, einem Dichter aus der Schweiz das Zimmer anzubieten, sei ihr die grösste Ehre. Diese, für meine sonst gerühmte Bescheidenheit ungewohnte Begrüssung, bedeutete den Anfang des Misstrauens. Wie hatte man mir daheim gesagt: «Hüte dich vor allen süssen Worten!»

Wirklich, ihr Lächeln und ihre Blicke passten nicht recht zu dem roten Kopftuch, das sie hoch über der Stirn aufgebaut hatte. Und sie bot denn auch alles auf, mich von den Annehmlichkeiten des Zimmers zu überzeugen. Besonders das «Herrenbett» war der Gegenstand ihrer Lobpreisungen. Und der Herr Baron aus der Schweiz kam immer wieder mit seinem Namen als einstiger vornehm-